

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Markgräfler. 1924-1932 1930

12 (30.6.1930)

Der Markgräfler

Freie deutsche Zeitung für das schaffende Volk in Stadt und Land
Erscheint halbmonatlich. Durch jede Postzeitungsstelle zu beziehen. Vierteljährlich Mt. 1.50

Nr. 12

Lörrach, 30. Juni 1930

7. Jahr

Heuduft

Es kommt auf lindem Windeswogen
Vom reifen Heu der süße Duft
So honiglich herangezogen
In silberklarer Sommerluft.

Verwehte Pflanzenteile stäubend
Im Winde schaffen das Arom
Es steigt bewältigend betäubend
Von Leichen auf der Düstestrom.

Wie nur in mordendem Entblümen
So weiche Wonne wohnen mag?
Verweste Stäuber, welcke Hymnen —
Und gestern war der längste Tag.

Aus: Ursula

Burte

Deutschtumsarbeit

Zum fünfzig-jährigen Jubiläum des Vereins für das Deutschtum im Ausland.

Von v. Reichenau, Burg Rotenberg, Amt Wiesloch

Für uns Deutsche ist das Volksbewußtsein, der Gedanke der Volksgemeinschaft keine so selbstverständliche, natürliche Geistesrichtung wie für andere Nationen. Das hat verschiedene Gründe. Zunächst ist Deutschland das Land der europäischen Mitte, umringt von fremden Völkern. Diese Lage setzt das Land der dauernden Einwirkung fremden Wesens und fremder Einrichtungen aus. Sie schwächen im deutschen Charakter die Widerstandskraft und den Widerstandswillen gegen das Fremde, stärken die Aufnahme- und Anpassungsfähigkeit für das Fremde und lockern die völkische Geschlossenheit und Festigkeit. Die ständige Umspülung vom Fremdtum muß zweitens in der deutschen Volksseele umso tiefere und nachhaltigere Eindrücke hervorrufen, je lernbegieriger und empfänglicher für alles Neue sie ist und je mehr ein übersinnlicher Zug, eine eigentümliche Gemütsart sie über das Nationale ins allgemein Menschliche, Weltbürgerliche treibt. Drittens leidet der deutsche Charakter an einer krankhaften Eigenbrötelei, einem überspannten Ichtum, der nicht aufs Nationale hinüberleitet, sondern im rein Persönlichen stecken bleibt und deshalb auf die Volkskraft nicht stärkend und sammelnd, sondern zerfetzend, sowie auseinander- und gegeneinander-treibend wirkt. Endlich haben wir uns erst spät und nach schweren Kämpfen und Schicksalsschlägen

zu einem einheitlichen Staatswesen durchgerungen und sind durch unsere räumliche Lage aus natürlichem Verteidigungs- und Sicherheitsdrange zur straffsten und strengsten Zusammenfassung unserer staatlichen Kräfte gezwungen worden. Dadurch haben wir uns gewöhnt fast ausschließlich im Staatsbegriff zu leben. Der Gedanke an das Volk verblaßte. „Reichsinländer“ und „Reichsausländer“ standen sich mißtrauisch und kühl gegenüber. Dafür ein typisches Beispiel aus meiner diplomatischen Laufbahn: Als ich 1898 zum Vertreter des Reiches in Sofia ernannt worden war, veröffentlichte ich in der dortigen deutschen Handelszeitung eine Bekanntmachung, daß ich mich freuen würde, meine deutschen Landsleute an einem bestimmten Tage und Orte zu begrüßen. Der Einladungs folgte die Gesamtheit der Deutschen in Sofia. Tags zuvor aber war in der Zeitung in Bezug auf meine Aufforderung folgender humoristischer Ausruf der Verwunderung erschienen:

„Es hat der Zar mit eigener Hand
Ein Manuskript geschrieben,
Drob sind verwundert in dem Land
Die Leute stehn geblieben!“

So überrascht waren, wie man mir erzählte, die Deutschen in Sofia darüber, daß ein deutscher diplomatischer Vertreter

sie kennen lernen, mit ihnen in persönliche Beziehungen treten wollte. So verflaut und eingeroset war das Gefühl des Zusammenhangs zwischen den Deutschen jenseits und diesseits der Reichsgrenzen.

Der Begriff des Deutschen war uns gleichbedeutend geworden mit dem des deutschen Staatsbürgers. Wer nicht den amtlichen Stempel der deutschen Staatsangehörigkeit trug, war für uns ein Fremder. So wurde der Deutsche in Osterreich zum Osterreichler, der Deutsche in Böhmen zum Böhmen, der Balte zum Russe, der Deutsche in Chile zum Chilenen, kurz, der Deutschstimmige jenseits der Staatsgrenzen zum Ausländer. Wir fühlten nicht mehr den geistigen, kulturellen Zusammenhang mit dem Deutschblütigen außerhalb des Reiches. Wir hatten das Bewußtsein der Volksgemeinschaft verloren. Da erscholl ein Weckruf aus Osterreich. Durch die von der Wiener Regierung am 27. April 1880 für Böhmen und Mähren erlassene Sprachverordnung brach über die deutsche Schule und Sprache in diesen Ländern eine unheildrohende slawische Sturmflut herein. Um gegen sie einen Damm zu bilden, gründeten deutsche Männer am 13. Mai 1880 den deutschen Schulverein, wie sie sagten als Schutzwehr gegen jeden Angriff, der es wagen würde, unser heiligstes Erbe, die deutsche Bildung mit Füßen zu treten. Gründung, Erhaltung und Förderung deutscher Schulen in den eisleithanischen Kronländern Osterreichs mit sprachlich gemischter Bevölkerung, an den deutschen Sprachgrenzen und auf den deutschen Sprachinseln setzte er sich daher zur Aufgabe. Der Wellenschlag dieser Bewegung brandete über die Grenze ins Deutsche Reich hinein und rief dort am 26. Juni den Allgemeinen Deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande, unseren heutigen V. D. A. ins Leben. Damit war eine Bresche geschlagen in die Schranke, die uns von unseren Volksgenossen jenseits der Reichsgrenzen auf geschlossenem deutschen Siedlungsboden trennte; der neue Verein nahm für sich das Recht und damit die Pflicht in Anspruch, die Deutschblütigen im Auslande überhaupt in ihrem Kampfe für ihr deutsches Erbe zu unterstützen, griff in seinem Hilfswerke über den Staatsgedanken hinaus, bekannte sich durch die Tat zum deutschen Volkstum und stellte dessen Recht als gleichwertig neben die des Staates. Hand in Hand arbeiteten die beiden Vereine an dem Aufbau der kulturellen deutschen Weltgemeinde. Mitten in diese Arbeit hinein brach die große deutsche Not des Weltkrieges, der von den Feinden nicht nur gegen das Deutsche Reich, den deutschen Staat, sondern gegen das ganze deutsche Volk, gegen die deutsche Menschheit schlechtthin geführt worden ist. Beweis: Der jüdische Ausspruch Clemenceau's: „Es gibt zwanzig Millionen Deutsche zuviel auf der Welt“, und die brutale Rohheit der englischen Hungerblockade, dieser kaltblütige Mord einer Million wehrloser Kinder, Frauen und Greise. Die Unglücks- und Leidensverbundenheit des Weltkrieges aber brachte dem deutschen Gemüte einen Gewinn, der Begriff des Volkes wurde ihm zum Erlebnis. Allen Deutschen in der weiten Welt erwuchs aus der gemeinsamen Not und Schmach das Gefühl, daß sie zusammengehören, die Volksgemeinschaft wurde Wirklichkeit. Aus diesem völkischen Gemeinbürgerschaftsgefühl erwachsen immer neue Deutschtumsvereine zur Wahrung und Förderung deutscher Volkheit, deutschen Volksrechts und deutscher Volkspflicht. Um zu verhindern, daß die Vereine durcheinander und gegeneinander

arbeiteten, riefen unter Leitung des Vorsitzenden des V. D. A. eine Anzahl von Deutschen aller Stämme und Schichten, alle konfessionellen, wirtschaftlichen und sozialen Unterschiede überbrückend, im Jahre 1919 den Deutschen Schutzbund als Dachorganisation für die verschiedenen Vereine ins Leben, dessen klassische Großtat die Durchführung der Abstimmung in Oberschlesien gewesen ist. Der so geschaffenen einheitlichen Geistesrichtung galt es eine einheitliche Werkstatt zu schaffen durch den Zusammenschluß der beiden Deutschtumsvereine, des Wiener deutschen Schulvereins und des Vereins für das Deutschtum im Auslande zu einem einzigen Verein. Durch zielbewusste, zähe, tatkräftige Arbeit gelang es dieses Ziel zu erreichen. Zu Pfingsten 1921 fand bei der Hauptversammlung in Marburg a. d. Lahn die Gründung des neuen Vereins für das Deutschtum im Auslande statt, der seitdem einen ungeahnten Aufschwung genommen hat. —

Und nun ein Blick von der Vergangenheit in die Zukunft, von den gelösten auf die noch zu lösenden Aufgaben. Da gilt es zu allererst als einen Felsen von Erz die Kardinalforderung aufzustellen, daß die völkische Zugehörigkeit des Deutschen, sein Recht der völkischen Persönlichkeit unabhängig bleiben muß von seinem jeweiligen Staatsbürgerverhältnis. Wie die Freiheit der Persönlichkeit anerkanntes Recht ist auf der ganzen Welt, ebenso muß die Freiheit des Volkstums für den einzelnen Deutschen zum allgemein gültigen internationalen Rechtsgrundsatz werden. Nicht eher dürfen wir ruhen und rasten, bis wir in einmütiger Entschlossenheit unseren auf fremden Staatsgebieten lebenden Stammesgenossen das volle völkische Selbstbestimmungsrecht erkämpft haben, das uns von den Feinden vor der Weltgalerie in feierlicher Form versprochen worden ist, und das heute von jedem Nationchen für sich in Anspruch genommen, uns aber unter nichtigen Vorwänden höchstens in kleinen Bruchstücken gewährt wird. Mehr als jede andere Nation haben wir Stammesgenossen im Auslande leben, mit umso größerer Wachsamkeit und Tatkraft müssen wir ihnen das Recht sichern, ihrem Volkstum treu zu bleiben. Ist doch dieses völkische Selbstbestimmungsrecht nach Anselm von Feuerbach erste Bedingung eigentümlichen Seins und heiligstes Palladium der Menschenwürde und der Persönlichkeit eines Volkes. Des weiteren dürfen wir nicht einen Augenblick vergessen, daß die mit den geraubten Landesteilen uns entrissenen deutschen Brüder und Schwestern nach wie vor ein Teil des deutschen Volkes sind, daß sie kulturell und geistig mit uns weiter eine Volksgemeinschaft bilden, und, so hoffen und vertrauen wir zu Gott, dereinst auch politisch wieder bilden werden. Immer wieder müssen wir ihrer gedenken als zu uns gehörig. Unsere Liebe, unsere Treue muß ihre Kraft stählen in ihrem schweren Verteidigungskampfe für ihr Volkstum. Aus der allgemeinen kulturellen Dienstpflicht des einzelnen Deutschen, die an die Stelle der zertrümmerten allgemeinen militärischen Dienstpflicht getreten ist, hebt sich die Dienstpflicht am Deutschtum in den Grenzlanden als persönliche Treuepflicht gegen fremde Vergewaltigung mit besonderer Klarheit und besonderem Nachdruck hervor. Diese Treuepflicht aber werden wir nur dann erfüllen können, wenn wir ganz durchglüht sind von dem Volkstumsgedanken, von dem Volkstumsgefühl. Wir müssen uns dazu durchringen, daß wir über alle Unterschiede der Konfession, der Klasse, des Standes und Berufes und des Alters hinweg

uns als Glieder des gleichen Volkes gegenseitig verstehen und achten und in politischer Selbstzucht die Interessen des Volksganzen über die Interessen des Einzelnen stellen. Immer und überall muß der Einzelne sich erkennen, sich fühlen, sich betätigen als verantwortlicher Teil seines Volkes, verantwortlich nicht nur gegenüber den gleichzeitig mit ihm lebenden Volksgenossen, sondern auch gegenüber denjenigen, die vor ihm gewesen sind und die nach ihm kommen werden, muß sich begreifen und empfinden als mit seinem Volke verbunden auf Gedeih und Verderb, nicht im Sinne einer utopischen, öden, sinnlosen, unnatürlichen Gleichmacherei, sondern im Sinne einer auf natürlicher Gliederung, Schichtung und Abstufung aufgebauten Arbeitsteilung. Die Erziehung zu diesem Volkstumsbewußtsein muß vor allem einsehen bei der deutschen Jugend, denn wie Lagarde sagt: „Die Nation lebt nicht von ihrer Gegenwart, sondern von ihrer Zukunft.“ Und getragen werden muß diese Erziehung in erster Linie von der deutschen Frau, die der Familie, der Urzelle des Volkes, das Gepräge gibt. Die deutsche Frau muß trotz allem und allem wie bisher den Mut behalten Kinder zu gebären und muß den Samen des deutschen Volkstums in die empfängliche Kinderseele pflanzen und ihn hegen und pflegen mit sorgender Hand, daß er erwachse zum widerstandsfähigsten Stamme. Knapper und eindrucksvoller kann der heilige Dienst am Volkstum, der der deutschen Frau obliegt, nicht ausgedrückt werden als durch die beiden einfachen Worte: Mutterschaft und Muttersprache. Alle Versuche aber der Erziehung zum Volkstums-Gedanken müssen scheitern, wenn wir nicht den Willen und die Kraft finden uns zu wehren und schützen gegen volksfremde Sitte und Art und uns rein zu erhalten von zersetzenden, zernagenden Einflüssen, uns wie als Mensch so als Volk selbst zu behaupten. Wenn es uns nicht gelingt, den klassenkämpferischen, klassenhegemonialen Marxismus zu überwinden mit seiner vergiftenden Irrlehre, daß zwischen den Interessen der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer der gleichen Nation ein unüberbrückbarer Gegensatz, dagegen zwischen den Interessen der Arbeitnehmer der verschiedenen Nationen eine natürliche Gemeinschaft bestehe, eine Irrlehre, die in dem Kampfrufe: „Proletarier aller Länder vereinigt euch!“ ihren charakteristischen Ausdruck findet, wenn wir nicht mit unbeugsamer Entschlossenheit den Internationalismus bekämpfen, diese unheilvolle, verhängnisvolle Sucht des Deutschen, aus Liebedienerei und Vorkampligkeit gegen das Fremde das Eigene nicht oder nur gering zu achten und anstatt nach dem Nutzen für das eigene Volk nach dem Stirnrundeln des fremden sich zu richten. Es ist einmal nicht anders, und so will es die Natur: Diener des Deutschtums kann nur ein wahrhaft Deutscher sein. Vergessen wir das nicht! In diesem Geiste muß die Deutschtumsarbeit des V. D. A. geleistet werden. Ihr Hochziel, ich möchte sagen ihre Krönung muß ihr Dienst für den Anschluß Österreichs an Deutschland sein. Wie viele Wünsche und Hoffnungen hat dieser großdeutsche Gedanke nicht schon erweckt und begraben? 1848, als die fähigsten deutschen politischen Köpfe sich mit der damaligen Quadratur des Kreises abmühten, 1871 als Bismarck aus Gründen staatspolitischer Erwägungen Österreich außerhalb des Deutschen Reiches stehen lassen mußte, 1918 als im November die provisorische österreichische Nationalversammlung Österreich zu einem Bestandteile der großdeutschen Republik erklärte,

die deutsche Regierung aber jedes Eingehen auf diesen Beschluß ablehnte! Wie steht es heute mit dem Anschlußgedanken haben und drüben? In den Jahren des Leids und des Unglücks sind die deutschen Seelen einander näher gekommen, in beiden Ländern sind die Saiten des deutschen Gemüts in lebhafteste, harmonische Schwingungen geraten, und auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Betätigung sind inzwischen durch gemeinsame Verhandlungen gleichmäßige, ineinandergreifende, einheitliche Einrichtungen ins Leben gerufen worden, die der lebensvollen staatlichen Einheit vorarbeiten. Einsprüche gegen diese Maßregeln stehen dem ehemaligen Feindbunde nicht zu. Das Versailler Diktat zwingt uns nur zur Anerkennung der Unabhängigkeit Österreichs. Freiwillige Vereinbarungen zu enger Lebensgemeinschaft verstoßen nicht gegen diese Verpflichtung. Das ist der Standpunkt, den wir mit unbeugsamer Entschlossenheit festzuhalten haben.

Einmal wird sich die Sturmflut des deutschfeindlichen Irrsinns der ehemaligen Feinde an dem Granitfelsen des deutschen Willens und an der Unabänderlichkeit des das Selbstbestimmungsrecht der Völker fordernden Naturgesetzes brechen. Dann wird es die Aufgabe des neuen Großdeutschlands sein, den Krystallisationspunkt zu bilden und die Führung zu übernehmen der mitteleuropäischen Staaten-Gesellschaft, zu der mit ihm die östlichen Randstaaten werden gezwungen werden durch die Macht der Verhältnisse und durch die Kraft des natürlichen Gravitationsgesetzes, nach dem „nicht nur in der kosmischen, sondern auch in der ökonomischen Welt die großen Körper die kleinen anziehen und ihre Bahn bestimmen“. Für die Erfüllung dieser Aufgabe wird der Anschluß Österreichs an das Reich von schwerwiegender Bedeutung sein. Denn eben dieser Anschluß wird durch die Vergrößerung des von dem einheitlichen Siedlungsboden erfüllten Raumes die natürliche Anziehungskraft des deutschen Blockes steigern, und wird durch die Erweiterung des einheitlichen Verkehrsnetzes die Ausdehnung des Marktes für Vermannigfaltigung der Produktion und Konsumtion, sowie dessen Wirtschaftskraft vermehren. Durch seine langjährige staatliche Gemeinschaft mit den übrigen Ländern der ehemaligen Habsburgischen Monarchie und seine daraus erwachsene Eingewöhnung in deren staatlichen und vollstetigen Charakter wird das österreichische Deutschtum der geborene Berater und Vermittler bei der Ausgestaltung des Verhältnisses zwischen Großdeutschland und diesen Ländern sein und auf Grund seiner jahrhundertelangen Einstellung nach dem Osten und der hierdurch gewonnenen praktischen Erfahrung und Kenntnis der Völker und Länder und ihrer Lebensbedingungen die Brücke nach dem Balkan und der Levante bilden. Sorgen wir dafür, daß in beiden Lagern die Zahl der Zweifler und Kleinmütigen, die aus dem einen oder andern Grunde der Hausgemeinschaft mit den andern voll Mißtrauen gegenüberstehen, sich nicht vergrößere, sondern täglich abnehme. Dabei wird aus altergrauer Vorzeit Herr Walters von der Vogelweide Meistersang: „Deutsches Land und Volk, deutsche Wahrheit und Sitte“ von der Elbe und dem Rhein bis an das Ungarland preisend zu uns herüberklingen wie vom ersten leisen Flügelschlage des großdeutschen Gedankens erzitterndes Glockengeläute von den Bergen Tirols. Hindernisse und Schwierigkeiten werden nicht ausbleiben, das wissen wir. Sie liegen sowohl in der Einstellung zum Staatsbegriffe, zur staatlichen Zucht und

Straffheit, in der verschiedenen Bewertung und Zielrichtung geschichtlicher Ueberlieferungen, in dem Unterschiede der religiösen Bekenntnisse als auch in der Verschiedenheit des Temperaments, des Geschmacks und der gesellschaftlichen Struktur. Ist aber je eine große Idee verwirklicht worden ohne Opfermut und Opferfreude? Und gibt es ein höheres, edleres Ziel als die rechtliche Vereinigung eines auf geschlossen zusammenhängendem Siedlungsboden wohnenden Volkes zu einem einzigen Staat? Noch einmal, zum letzten Male bietet uns das Schicksal die Gelegenheit, die deutschen Brüder und Schwestern der alten Ostmark aufzunehmen in unser Haus. Wenn wir ihnen jetzt die Tür nicht aufmachen, dann bleibt sie ihnen verschlossen für immerdar, dann tritt das Wort in Geltung: „Was du vom Augenblicke ausgeschlagen, das gibt dir keine Ewigkeit zurück!“ Dann würden sechs Millionen Deutsche von unserer Schwelle gewiesen und ins Ausland, d. h. ins „Elend“ gestossen werden. Das aber würde nicht nur einen unersehlichen Verlust an materieller, wirtschaftlicher und militärischer Kraft darstellen, das würde zu gleicher Zeit eine nicht wieder gutzumachende Schädigung und Schwächung der deutschen Volksseele bedeuten. „Was aber hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Was für die Seele des Einzelnen gilt, das trifft auch zu für die Seele des Volkes. Das darf nicht sein, das müssen wir verhindern. Wir Deutsche alle hüben wie drüben, die guten Willens sind, müssen arbeiten und nicht müde werden, damit der Anschlusswille wie eine heilige Flamme brenne in jedem Herzen und dazu anfeuere, in jeder erdenklichen Weise seine Verwirklichung vorzubereiten und zu erleichtern.

Das Geschenk eines jeden von uns an den B. D. A. an seinem fünfzigjährigen Jubiläum sei: „deutsch sein!“ — Deutsch sein aber bedeutet nicht nur deutschen Blutes und deutscher Sprache sein, — nein! Deutsch sein heißt: Deutsche Gesinnung, deutschen Willen, deutschen Glauben haben und sie umsetzen in deutsche Tat. Wohlan deutsche Frauen und Männer, deutsche Jugend! Lassen Sie uns den Augenblick ergreifen und schaffen so lange es Tag ist, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

Lassen Sie uns alle Vorläufer werden der großen deutschen Volksgemeinschaft und lassen Sie uns einen jeden an seinem Platze nach seiner Kraft ringen und kämpfen, damit der Lichtgott Baldur siege über den Loki der Zwietracht und des Neides, damit das deutsche Volk in achtunggebietender Kraft und machtvoller Einigkeit und Eintracht dastehe, daß es werde:

„Eininig Volk, deutsch bis ins Mark,
Im Glauben an Gott und an sich selber stark.
Ein Herrenvolk, gerecht und stolz
Und hart wie seiner Eichen Holz.
Ein Volk von weise wägendem Rat,
Von rasch entschlossener Mannestat
Gesund an Leib und Seele, getreu sich selbst und seinem Wort
Des Blutes, der Sprache, des Gemeinnsinn und der Arbeit Hort
Voll schlichter Würde, sittlich groß
Ob Unglück oder Glück sein Los.
Ein Volk, von der ganzen Welt ans Kreuz geschlagen,
Und dennoch ein Führer der Menschheit zu besseren Tagen.“

Die Augsburger Konfession

Zum 25. Juni 1530

Seit Kaiser Karl V. am Reichstag zu Worms im Jahr 1521 das Edikt über Martin Luther ausgesprochen hatte, war er nicht mehr in Deutschland gewesen. Der Krieg mit Franz I. von Frankreich und mit dem Papst hielten ihn fern. 1529 aber war es endlich zum Frieden gekommen. Nun hatte er freie Hand, in die deutschen Verhältnisse einzugreifen, und konnte versuchen, gemäß seinem Versprechen „der verpestenden Krankheit der neuen Meinungen ein Ziel zu setzen“. Im Januar 1530 schrieb er den Reichstag nach Augsburg aus. Er weilte damals noch in Bologna und wartete auf die Kaiserkrönung, die der Papst am 24. Februar 1530, dem dreißigsten Geburtstag des Kaisers, vollzog.

In der Einladung zum Reichstag verriet nichts die beabsichtigte Unterdrückung der Ketzerei. Luther fand sie von „wunderlich seltsamer Sanftmut“ erfüllt. Auf der Traktandenliste stand Abwehr der Türkengefahr und Beseitigung des Glaubenszwiespaltes. Der Kaiser versprach, eines jeglichen „Gutdünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gültlichkeit“ zu hören, zu verstehen und zu erwägen. Man ahnete im evangelischen Lager auf. Sollte Augsburg gut machen, was Worms nicht gehalten hatte? Man wagte doch nicht zu trauen. Landgraf Philipp von Hessen schwankte, ob er überhaupt nach Augsburg gehen wolle, und der sächsische Kanzler Brück sah hinter den Worten des Kaisers „List und Tücke“. Er sollte leider recht behalten. Karl hatte nicht nur die evangelische Gesandtschaft, die ihm über den „Protest“ auf dem vorjährigen Reichstag in Speyer Bericht erstattete, ungnädig empfangen. Er hatte bereits die Ermahnung des päpstlichen Legaten Campegio, mit eisernen Ruten vorzugehen, übertrumpft, und geantwortet: „nicht mit Eisen, sondern mit Feuer!“. Die Milde war Schein, ein erster Versuch, die evangelischen Fürsten mürbe zu machen.

Für diese aber entstand die Frage, wie sie sich in Augsburg verantworten sollten. Ein einheitliches Vorgehen schien zuerst nicht möglich. Die einzelnen Fürsten und Reichsstädte ließen Gutachten ausarbeiten. Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen berief hierfür Luther und Melanchthon. Es war zu befürchten, daß die Zersplitterung der Protestanten auch in einer Unzahl einzelner Verteidigungsschreiben zum Ausdruck kommen würde — für den Kaiser ein willkommenes Zeichen der gegnerischen Schwäche. Aber Karl V. behandelte den Kurfürst von Sachsen bei seinen Sonderverhandlungen so abweisend, daß die Evangelischen rechtzeitig die Gefahr erkannten und sich zu einem gemeinsamen Bekenntnis entschlossen.

Dieses schuf Melanchthon. Verschiedene Vorlagen standen ihm zur Verfügung. Luther durfte als Geächteter nicht nach Augsburg kommen; aber er weilte in der Nähe auf der Feste Koburg, sodas jederzeit sein Rat eingeholt werden konnte. Melanchthon selber besserte und feilte bis fast zur letzten Stunde daran. Das Werk gelang. Ein Bekenntnis kam zustande, auf das alle evangelische Stände sich einigten. Darin und nicht in der theologischen Formulierung liegt denn auch die große Bedeutung der Augsburger Konfession.

Erst am 15. Juni, dem Tag vor Fronleichnam, zog der Kaiser endlich in die Stadt ein, die fieberhaft alle Vor-

bereitungen dazu getroffen hatte und ihn sehnlichst erwartete. Er hatte zuvor einen längeren Halt in Innsbruck gemacht und dort mit den Vertretern der katholischen Partei eine Art Vor-Reichstag gehalten — „über unsere Köpfe weg“, wie Melanchthon sich äußerte. In Augsburg kam es sofort zu Zusammenstößen. Der Kaiser verbot die evangelische Predigt und verlangte von den evangelischen Fürsten Teilnahme an der Fronleichnam-Prozession. Die Predigt-Frage endete mit einem Kompromiß; es wurde überhaupt jegliche Predigt verboten und nur Schriftverlesung erlaubt. Die Fronleichnam-Prozession mitzumachen weigerten sich die evangelischen Fürsten mit charaktervoller Standhaftigkeit. Der Kaiser mußte nachgeben. Die Verhandlungen aber zogen sich dahin. Erst am 24. Juni sollte Nachmittags das Bekenntnis der Evangelischen vorgebracht werden. Aber die Einführungsrede des päpstlichen Legaten und die Ansprachen verschiedener ausländischer Gesandten nahmen so viel Zeit in Anspruch, daß es Abend wurde. Der Kaiser erklärte deshalb, das Bekenntnis einfach entgegennehmen zu wollen. Gegen ein solches „Begräbnis“ sträubten sich aber die Evangelischen. Sie beharrten auf der Forderung, daß ihr Bekenntnis öffentlich verlesen werde, nachdem man sie beim Kaiser und allenthalben angegriffen habe und sie einer Lehre beschuldige, die gegen den christlichen Glauben sei und zu Aufruhr und Ungehorsam aufreize. Nur mühsam setzten sie ihr Begehren durch. Als Einschränkung aber verlegte der Kaiser die Sitzung des folgenden Tages aus dem großen Rathausaal in den kleinen Kapitelsaal des bischöflichen Palastes. So kam endlich am Nachmittag des 25. Juni das Augsburger Bekenntnis — die confessio Augustana, wie der Name seither lautet — zur allgemeinen Kenntniss. Dr. Christian Beyer las es in deutscher Sprache so laut vor, daß auch dem großen Publikum auf dem Platz draußen kein Wort entging. Der Kaiser selbst erhielt eine deutsche und eine lateinische Abschrift.

Unterschieden hatten sieben deutsche Fürsten und eine Anzahl Reichsstädte. Der Erfolg war gewaltig. Am Reichstag selbst allerdings nur indirekt. Die katholische Partei entgegnete einige Wochen später mit einer confutatio, einer eher schwächlichen „Widerlegung“, auf die Melanchthon mit der sog. Apologie antwortete. Aber schon zwei Jahre später wurden in Wittenberg die Doktoranden auf das Augsburger Bekenntnis verpflichtet. Seit 1535 galt es als Norm der reinen Lehre. Dem Schmalkaldischen Bund diente es als Bundes-Urkunde und im Augsburger Religionsfrieden 1555 bekam es reichsrechtliche Geltung, weil nur seinen Anhängern staatlicher Schutz und Duldung gewährt wurde. Der erste Teil enthält eine Darstellung der evangelischen Glaubenslehre; der zweite wendet sich gegen katholische Mißbräuche. Im Ganzen kommt es den Katholiken nach Möglichkeit entgegen; Luther bemerkte, er hätte nicht so „leisetreten“ können wie Melanchthon. Manche wichtige Streitpunkte wie z. B. das Papsttum, die Siebenzahl der Sakramente, das Fegfeuer werden nicht erwähnt; die Klagen über den Ablass sind nur gestreift. Trotzdem gilt davon das Zeugnis Luthers: „Ihr habt Christus bekannt“. Auch erfüllte sich seine Hoffnung, daß dieses Bekenntnis weit herum tönen werde.

In diesen Tagen finden machtvolle Kundgebungen in Augsburg statt. Auch die ausländischen Kirchen, darunter

die Schweiz, sind eingeladen und werden zahlreich vertreten sein. Hoffentlich wird dabei das andere Wort nicht vergessen, das Luther in seiner letzten Predigt auf der Feste Koburg über den Reichstag zu Augsburg aussprach und das auch auf unsere Gegenwart angewendet werden darf: „In diesem Reichstag sind beide dagewesen, die zweien Götter, unser Gott und der Welt Gott, der Teufel. Dieser ist gewaltig, reich, weise, witzig, kann viel und pocht getrost auf das, das er hat. Christus aber, der liebe Gott, ist arm, weiß nicht, wie er sich und die Seinigen vor Gewalt schützen und verteidigen soll.“ Es bleibt dann auch die Zuversicht: „Doch ist so viel ausgerichtet, daß das Wort geblieben ist und wir beim Wort.“

Karl Fueter.

Hermann Burtes „Ursula“

Von Börries, Frhr. von Münchhausen

Es sind fast zwanzig Jahre her, als mir der Zufall das erste Buch Hermann Burtes auf den Tisch wehte, und ich weiß heute nicht mehr, ob es die Patricia-Sonette oder der Wiltfeber war. Aber es spann sich ein lebhafter Briefwechsel daran, und die große lebhafte, ich möchte sagen: strahlende Deutschschrift des Dichters wurde lange Zeit auf meinem Schreibtisch heimisch. — Heute legt er uns einen Sammelband seiner Gedichte vor, und voller Freude, voller Anteilnahme, voller Bewunderung vergleiche ich Altes und Neues.

Endlich einmal wieder ein Gedichtbuch* von anständigem Umfang (300 Seiten!), bei dem man nicht, wie bei den in hastiger Eitelkeit herausgeschleuderten Veröblichlein anderer, bloß Kosthäppchen, winzige, auf den pretiösen Riesenschüsseln oder Büttenseiten serviert bekommt! Ja, es ist ganz wie im lieben alten Ehtermeyer oder Wolff unserer Jungensjahre: ein neues Gedicht beginnt dort, wo das alte aufhört. Ein Vierteltausend Gedichte in einem behäbig-stattlichen Bande, von dem man wahrlich mit den Worten des Dichters sagen kann:

Wenn einer dich erfaßt,
So packst du ihn!

Wirklich gepackt hat mich das Buch, und es wird andere packen, so wie ein kräftiger edler Freund einen herb bei der Schulter packt. Der Freund ist rotbackig und deutschbegeistert, er riecht wie gesunde Jugend auf der Wanderschaft tut, ein wenig nach dem Heulager der letzten Nacht, ein wenig nach dem Roggenbrot seines Frühstücks und ein wenig nach dem Leder seiner Wanderschuhe.

Gegenüber einem echten Dichter versagt das Wort „gefallen“ fast bis zur Sinnlosigkeit. Natürlich werden sich viele von ihm abwenden, die einen in naserümpfender Ueberfeinheit, die einen mit politisch-bedenklich hochgezogener Braue, viele wohl auch aus ganz echten, ja, wohl gar berechtigten künstlerischen Gründen. Wenn aber das Wunder eines echten Dichters erscheint, dann wird alles andere auf einmal völlig gleichgültig, und selbst ein völliges Versagen des Geschmacks, selbst ein ganz und gar verunglückter Vers ändert an der Haupttatsache nichts mehr. Und die Haupttatsache heißt: Er ist ein Dichter, ein großer, echter Dichter!

* Burte, Hermann: Ursula. Gedichte. Leipzig: P. Haessel 1930. (319 S. 8^o) 5 RM.; Leinen 8 RM.

Ich schlage vernünftelnde Verse auf:

Das ist der unbedingte Einklang
Der Dinge und der Kreatur,
Das ist der stets gesuchte Reinklang
Der gottbegnadeten Natur,

oder vom Heu:

Verwehte Pflanzenteile, fläubend
Im Winde, schaffen das Arom,
Es steigt bewältigend, betäubend
Von Leichen auf der Düstestrom.

Ich stoße auf Verse — (ach nein: Ich stoße mich an Versen) — wie:

Alles Leben der Natur
Ist ein Gottgedanke nur,

oder an dem wild-geschmacklosen Bilde:

Wie dann die Wolken weiterglitten
Erschien der Viertelmond im Raum,
Als Weiß des Nagels, abgeschnitten
Von eines toten Gottes Daum.

Sehr unbequem werden vielen Lesern die neugebildeten, mundartlichen oder alten Worte sein, die man einfach nicht verstehen kann. Was heißt Schabertief, Wilt, Surf, kristallt, die Richte, die Lege, die Lander, der Siebige, das Orien, angewohlt, heblisch, verborsen? Wie ärgerlich, wenn ein Gedicht „Wald Alleholos“ heißt, der gewissenhafte Leser zunächst ans griechische Wörterbuch geht, im Konversationslexikon und im Namenverzeichnis des großen Andree nachschlägt, dann verstört das Gedicht liest und auf einmal zum Schlusse den „Wald Nimmereholos“ findet. Ich halte diese allzuvielen Unverständlichkeiten, dies allzu brünstige Mühen um Neues für eine Folge von Georges Sprachherziehung, die neben unendlich vielem Segen auch diesen Unsegen veranlaßt und verbreitet. Es bleibt eben doch wahr, daß die Sprache nur dann über Ton und Gestammel hinaussteigt, wenn sie verständlich ist, und daß die Schreibung kein anderes Ziel kennen darf als dies: schnell Klarheit zu schaffen.

All-Echo-los ist klar, Alleholos ein Verführwort, dem der Leser ärgerlich grollt.

Wie jeder Dichter steht auch Burte auf den Schultern anderer — eine Selbstverständlichkeit, die nur für die törichtesten Neutöner einen Tadel bedeutet. Wenn man über einen in diesem Umfang als Lyriker noch fremden Mann beschreibende Urteile abgeben will, so kann das nur in Vergleichen mit bekannten Größen geschehen. Und da ist die Hauptsache dies:

Friedrich Schiller ist wiedererstanden in Hermann Burte! Gedichte wie die Schilderung des Dichter-Himmels in „Elysium“ sind ganz gleich gelagert in Anlage und Führung wie die klassischen Balladen jenes Dichters, „Gehalt und Form“ ist durchaus Schillersche Gedankenlyrik, aber auch die Kultur-Philosophie in Versen wie „Sinne der Technik“ erinnert fabelhaft an gewisse technische Begeisterungen Schillers. Bisweilen gemahnt schon eine Ueberschrift durchaus an den großen Meister („Drei Worte“, „Aeneas sagt“). Mit ihm hat Burte auch gemeinsam die Stellung mitten zwischen der Antike und der deutschen Welt, ferner eine unendlich edle und reine Begeisterung, die sich, wie alle Begeisterung, bisweilen im Pathos vergreift. Gerade dies Vergreifen in gewissen Höhenlagen des Ueberschwanges ist ein ganz klares Kennzeichen des Genius. Der Geschmäcker wird nie schreiben:

Ich bin ein Mann, das könnt ihr schon
An meiner Lezer riechen

wie Schiller es tat, oder

Schimmern alte Heloisen, Lauren,
Fein aus Dichterblut kristallter Auren,
Rein und reich wie Fliesenspiel der Mauren
Winkt und blinkt dir zu,

solche Verse sind echt schillersch und echt burtesch (— Heloise und Laura stehen nicht umsonst hier!).

Schiller fehlt das Singige, das klingende kleine Lied, und fast fehlt es auch bei Burte. Wie jener hat auch dieser sehr viele, sehr lange Gedichte geschrieben. Aber wenn man nun liest: „Der Rhein“ (29 achtzeilige Strophen, ein Gedicht von mehr als sieben Seiten!) — und dann ein ganzes Füllhorn echter Dichtung sich aus der Urne des Flusgottes ergießt, dann wird man doch irre an der modischen Ungeduld, die bloß lauter winzige Gedichte gelten läßt. Auch dies Gedicht steht übrigens nicht nur dem „Spaziergang“, sondern auch anderen Schilderungen Schillers überaus nahe.

... Wie an jenem Tage, wo er, — splitternd

Ihre Römerjoch, — Bahn gesucht,
Und der kahle Cäsar ahnte zitternd
Seines Wesens eingeborne Wucht,

heißt es vom Rhein. Die Verse könnten ebensogut von Schiller sein.

Aber dieser Vergleich gibt nur das Licht einer Facette des großen Dichters wieder. Andere Gedichte zeigen die Formklarheit E. F. Meyers („Weg im Garten“), sprachlich gesteigert durch die Wortverfeinerung Georges. Burtes stark betonte Deutschtum läßt ihn in gewissen Schilderungen („Chorportal in Freiburg“) an Hans Sachsens breite innige Beschreibungen, in kleinen Sinngedichten („Mitten im Sprung“) an Seltersche Parabeln, bisweilen auch an die einfalthohe Simplität des Mathias Claudius anknüpfen.

Ich wiederhole, daß alles dies beileibe nicht ein Tadel sein soll. Ein so reiches dichterisches Werk wie dieses muß immer mit vielen Fäden an die Vergangenheit angewoben sein. Burte ist tapfer genug, auch dem fast vergessenen Liliencron einen Kranz aufs Grab zu legen, tapfer genug, sich auf die Schultern der Ahnen zu stellen, wie jeder andere große Dichter. Er bleibt doch, wer er ist, und seine Eigenwüchsigkeit leidet wahrhaft nicht dabei.

Ich bin glücklich, dies prächtige Buch in meinen Schrank stellen zu dürfen und hoffe, daß viele andere meine Freude teilen werden. Ein ganz echter, ein ganz deutscher Dichter! Wir haben deren so wenig, daß wir doppelt stolz sein dürfen!

* * *

„Der Tag“, 7. Juni 1930: Herm. Burte „Ursula“

Hermann Burte hat uns in seiner „Ursula“ (Leipzig, Haessel) ein Gedichtbuch geschenkt, von dem ich Rilkes Worte über den Dichter in alle vier Winde rufen möchte: „Ein allgemeiner deutscher Besitz, ein Gut von solcher Reinheit und Gnade, daß es für sich allein ausreicht, den Reichtum des Dichters Burte zu erweisen!“ Burtes Madlee ist gewiß das bedeutendste alemannische Gedichtbuch seit Hebel, wie der Verlag rühmt, und neben das bezopfte Markgräfler

Mädchen tritt in Ursula gewissermaßen das Weib unserer Zeit, nicht mehr sprachlich gebunden an eine bestimmte Landschaft, sondern allgemein verständlich, allen zugänglich, die noch Sinn für lyrische Wortkunst haben.

Ein starker Band von über dreihundert Seiten, der natürlich nicht überall gleich überzeugend sein kann, nicht auf jeder Seite zu jedem sprechen wird. Aber der Hauch von Frische und Reinheit, der Burte von jeher auszeichnete, weht über alle Blätter, und ein starkes, echtes Dichtertum klopft wie warmes Blut in allen diesen Gedichten. Schon Richard Dehmel hat diesem Dichter den Kleistpreis zuerkannt, schon hat er den staatlichen Schillerpreis und das Ehrendoktorat von Freiburg erzieht. Möchte ihm dies prachtvolle Buch einen Platz im Herzen des deutschen Volkes erringen! —

Burte kennzeichnet sich als ein lyrischer Schiller unserer Zeit, das gibt wohl am schlagendsten sein Wesen wieder. Eine leidenschaftliche Liebe zum Deutschtum, eine lobende Begeisterung für alles Edle und Schöne, eine Neigung zu philosophischen Vertiefungen ein Pathos, das fabelhaft frisch und echt wirkt. Sprachlich ist der Dichter nicht so gemeindeutsch, wie Schiller es war, er schöpft, wie viele großen Dichter, oft tief aus den Urquellen der Sprache, der Mundart und dem alten Deutsch. Aber ganz wie bei Schiller ist auch bei ihm das Deutschtum eine Ehe eingegangen mit der klassischen Bildung. Dadurch sind manche seiner Gedichte nicht in dem Sinne volkstümlich wie die der Sammlung Madlee, aber wir wollen uns nicht darüber täuschen, daß das Volk (im Sinne von Masse) ja doch nicht als Leserschaft eines solchen Wertes in Betracht kommt. Für den Gebildeten ist alles verständlich, und gerade wer sich müde gelesen hat an gewissen Gewaltthatigkeiten der Lyrik von 1910, wird hier voll Entzücken eine neue Klarheit, eine unendliche dichterische Urkraft erkennen. Ich habe seit langem kein so starkes Gedichtbuch in der Hand gehalten als dieses!

Börries, Frhr. v. Münchhausen.

Zu den von Börries, Frhr. von Münchhausen beanstandeten Wörtern in der „Ursula“ äußert sich der Erfinder und Anwender Hermann Burte, wie folgt: Das Wort „Allocholos“, das so griechisch tönt und aussieht, heißt ganz einfach: „Immer ohne Wiederhall“; „all“ ist im Alemannischen gleich „immer“. — „Schabertick“ ist das charakteristische Schlenkern der rechten Hand bei Schabern, d. h. Coiffeuren, Rasierern. Tick (tic) ist ein Nervenzuck. — „Surf“ ist in „Sog und Surf“ das Zurückgehen den Woge, englisch: surf, alemannisch: Surpf, von sürpfeln = schlürfen. „Kristall“ nun, das ist kristallisiert! Die „Richte“ erscheint bei Goethe in dem herrlichen Gedicht „Gottes ist der Orient, Gottes ist der Okzident“ — „Sieh Du meinem Sinn die „Richte“! — „Lege“ alemannisch ein Wehr im Fluß. „Lander“ ist die Weinrebe am Geländer. „Siebige“, das Gegenteil von „Seizige“, „angewohlt“ das Gegenteil von „angeekelt“, „verdorfen“ das Gegenteil von „verstädtern“, „Grien“ ist Kies, Schotter. „Stock und Stein, Gras und Grein!“ „heblisch“ das Beiwort des Hauptwortes Hebel. U. s. w. Es ist übrigens dem Kritiker ein Lesefehler mit unterlaufen: Es heißt in der „Ursula“ nicht wie er schreibt: „Schimmern alte Heloisen“, sondern „Schimmer aller Heloisen . . .“.

H. S. B.

Kerndeutsche Worte eines katholischen Geistlichen.

Anläßlich der diesjährigen Frühjahrs-Bezirksversammlung der Kameradschaft der Badischen Leib-Grenadiere (109er) am 11. Mai in Inzlingen bei Lörrach richtete der Hochw. Herr Pater Berthold aus Säckingen in Vertretung des erkrankten Ortsgeistlichen bei der Gefallenen-Ehrung am Kriegerdenkmal beim Rathaus in Inzlingen, die der Grenadier-Versammlung vorausgieng, nachfolgende beherzigenswerte Worte an die Teilnehmer. Sie verdienen, einer weiteren Öffentlichkeit bekanntgegeben zu werden. Die Schriftleitung.

Grenadiere!

Sie haben sich heute hier zusammengefunden, um ein kostbares Gut, das Sie in der Schule der alten Armee empfangen haben, weiter zu pflegen: den Geist edler, echter treuer Kameradschaft. Auf dem Kasernenhof geboren, im Frieden bereits bewährt, hat dieser Geist seine Feuerkause erhalten auf den blutigen Schlachtfeldern des Weltkrieges. Hat uns der unglückliche Ausgang des schweren Völkerringens auch viel zerschlagen, dieses Gut haben Sie herübergerettet in unsere zerrissene Zeit. Echte Kameradschaft denkt der lebenden, jawohl; echte Kameradschaft gedenkt aber auch vor allem der toten Kameraden, die ihr blühendes Leben in Deutschlands schwerster Stunde auf den Altar des Vaterlandes gelegt haben. Gerade sie, unsere lieben toten Helden, haben unserem Volke gar manches zu sagen, in die Seele hineinzurufen. Darum stehen wir heute hier an ihrem Ehrenmal. Hören wir auf die Botschaft, die aus den Gräbern unserer gefallenen Brüder an unser Ohr bringt! Was könnten die, welche für Gott und Vaterland hinausgezogen sind in den heiligen Verteidigungskampf und ihr rosenfarbenes Blut verspritzt haben, uns Besseres und Nützlicheres sagen, als:

Liebet Gott,
Liebet Euer Vaterland,
Liebet die Einigkeit!

Meine lieben Grenadiere, Gottesglaube, Religiosität sind der beste Boden für Heldentum und Opfermut. Völker, die Gottesglaube und Religion über Bord werfen, verfallen sittlicher und moralischer Verwilderung. Aupzigkeit und Verweichlichung greifen um sich, Schamlosigkeit und Sittenverderbnis folgen auf dem Fuße. Und wenn einem solchen Volke die Schicksalsstunde schlägt, die ein opfermutiges, kraftvolles Geschlecht verlangt, fehlen eben die Helden, die Grenadiernaturen. Treibhauspflanzen sind keinem Sturm gewachsen. Diese Tatsache bestätigt die Geschichte, diese Tatsache bestätigt die Erfahrung. Gott sei es gedankt! Wenn 1914 Deutschland eine Armee ins Feld stellen konnte, die ein englischer Oberst, der den Krieg persönlich mitgemacht hat, vor einigen Jahren in Danzig die tapferste und bes-

wunderungswürdigste der Weltgeschichte genannt hat, eine Armee, die einer Schar gut gerüsteter und glänzend geführter Feinde das Einbringen in die heimatischen Gauen siegreich wehren konnte, so haben wir das in erster Linie dem Umstand zu verdanken, daß unsere Soldaten zum großen Teil gottesgläubige, gottesfürchtige Männer gewesen sind. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt während des Krieges, unsere Soldaten nach der religiösen Seite hin kennen zu lernen. Der Wahrheit die Ehre! Ich habe mich immer erbaut an ihrem tiefen religiösen Sinn. Schon der römische Geschichtsschreiber Tacitus hat die Religiosität unserer Vorfahren rühmend hervorgehoben. Nie wäre das römische Weltreich unter den wuchtigen Keulenschlägen der Germanen in Scherben gegangen, hätte Rom die Religion hochgehalten.

Und schauen Sie hinüber nach Rußland! Systematisch rottet dort der Bolschewismus Gottesglaube und Religion in den Herzen aus. Eine sittenlose, verbrecherische Jugend ist herangewachsen. Langsam, aber sicher wird der Volkskörper durch das Gift der Unmoralität zerrüttet. Man braucht nicht unter die Propheten zu gehen, sondern nur einige Erfahrung und Geschichtskennntnis zu besitzen, um das zukünftige Schicksal Rußlands ahnen zu können. Lassen Sie noch einige Zeit vorüber gehen, über kurz oder lang werden die Tatsachen eine deutliche unwiderlegliche Sprache reden. Darum meine lieben Grenadiere, bewahren wir die Botschaft unserer gefallenen Helden tief in unseren Herzen, retten wir unseren Gottesglauben, unsere Religiosität. Pfl eget sie in Eueren Familien, vermacht Eueren Söhnen und Töchtern dieses kostbare Erbe. Es wiegt mehr als klingendes Metall als Gold und Silber.

Noch eine zweite Botschaft tönt aus den Gräben von Deutschlands Helden:

Liebet Euer Vaterland!

Wenn irgend jemand berechtigt ist, uns diese Mahnung zu geben, so sind es unsere lieben Gefallenen. Sie waren keine prahlerischen Worthelden, sondern Männer der Pflicht und der Tat. Christus hat einmal gesagt: „Niemand hat eine größere Liebe, als wer sein Leben gibt für seine Freunde!“ An und mit diesem Maßstab gemessen, war ihre Vaterlandsliebe unübertrefflich. Es ist leider eine traurige Wahrheit, vor der wir die Augen nicht verschließen dürfen, daß wir Deutschen nicht immer genug Nationalbewußtsein besitzen. Goethe, der Dichterkönig hat 1813 keinen Ton gefunden, der sich harmonisch den wunderbaren Klängen eines Körner, eines Schenkendorf und Arndt eingefügt hätte. Schiller verherrlicht den Nationalhelden der Schweiz, Wilhelm Tell, Frankreich schenkt er die Jungfrau von Orleans, England gibt er Maria Stuart, in der Geschichte seines eigenen Volkes jedoch findet er keine Gestalt, die seinen großen Genius zu einem Meisterwerk der Poesie fortgerissen hätte.

Es ist ein Gebot, seine Familie zu lieben. Nun die Nation ist nichts anderes als eine einzige große Familie, eine große Blutsverwandtschaft. Wie man seine Blutsverwandten mehr liebt als Fremde, so soll man auch seine

Nation mehr lieben als jede fremde. Und wie ein Kind seine eigene Mutter, selbst wenn sie in Lumpen einhergeht, mehr liebt als eine fremde, die in Seide und Brillantenschmuck schreitet, und dabei diese doch nicht haßt, so sollen auch wir unsere Nation mehr lieben, als jede andere, ohne andere Nationen zu hassen. Hochschätzen die eigene Nation, aber nicht überschätzen. Wahre Liebe zur eigenen Nation und wahre Liebe zur gesamten Menschheit stellen darum keine Gegensätze dar, sondern ergänzen sich gegenseitig. Das ist die wahre Vaterlandsliebe, wie sie unsere Toten verstanden haben. Wahre Vaterlandsliebe verschafft Freunde dem eigenen Lande, falsche Vaterlandsliebe dagegen Feinde. Die Mahnung des Dichters ist auch die Mahnung, die zweite Botschaft unserer gefallenen Helden an jeden aus uns:

„Ans Vaterland ans teure schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.“

Die dritte Botschaft unserer Helden lautet:

Seid einig — einig — einig!

Kein Geringerer als unser verehrter Herr Reichspräsident, Generalfeldmarschall von Hindenburg, dieses leuchtende Vorbild und Muster in Religion und Vaterlandsliebe, wiederholt unermüdet diesen Ruf. Möchte er endlich auf guten Boden fallen. Nationen, die nicht innerlich zusammenstehen, den Gemeinschaftssinn, die Kameradschaft im Großen pflegen, schaufeln sich selbst das Grab, werden zum nationalen Selbstmörder. Nie wäre es 1813 gelungen, die Ketten des korsischen Eroberers zu sprengen, die er unserem Volke geschmiedet, hätten nicht selbstlose hochgemute Männer das Volk zunächst im Innern geeinigt. Nur das Volk wird sich nach außen durchsetzen und Achtung und Ansehen genießen, das innerlich zusammenhält und zusammensteht. Wir können ja nicht immer alle einer Meinung sein; aber wohl können wir die begründete Meinung des andern achten, auch wenn sie von der unserigen abweicht. Wollen wir aus den Nöten des verlorenen Krieges uns herausarbeiten, dann muß jeder Einzelne die dritte Botschaft hören und in die Tat umzusetzen suchen:

„Seid einig — einig — einig!“

Das ist die dreifache Botschaft Eurer Kameraden: Religiosität, Vaterlandsliebe und Einigkeit. Durch Wort und Beispiel sie in unser Volk hineinzutragen, wollen wir uns bemühen. Erwacht dieser herrliche Grenadier- und Heldengeist im deutschen Volke wieder, dann werden wir Achtung, Ehre und Wohlstand wiedergewinnen. Das walte Gott!

Vor Euch aber Ihr toten Kameraden neigen wir unser Haupt in Ehrfurcht, Bewunderung und Dankbarkeit. Wir werden Euch nicht vergessen und Eurer würdig wandeln als edle Menschen und echte Deutsche.